

Ansprache beim Jahresempfang der Erzdiözese am 14. Juli 2016

Prof. Dr. Hans Tremmel, Vorsitzender des Diözesanrats

Anrede...

Sie kennen sicherlich das Phänomen des Ohrwurms. Mein akustischer Begleiter beschäftigt mich nun schon seit einigen Monaten. Der Refrain will mir einfach nicht aus dem Kopf. Er lautet: „Mia san ned nur mia“ (Dreiviertelblut). Gerade die Negation macht aus dem bekannten Spruch des übersteigerten bayrischen Selbstbewusstseins eine ernstzunehmende philosophische Aussage. „Wir sind *nicht nur* wir“, beziehe ich heute auf zwei Themenbereiche – auf einen katholisch-weltkirchlichen und auf einen gesellschaftlich-globalen.

Wer ist oder sind „wir“, wenn wir vom Katholiken sprechen? Reichen Taufe und Firmung oder braucht es mehr? Sind, wenn noch immer von den Brüdern gesprochen wird, die Frauen automatisch mitgemeint? Ist *der* Katholik ein fleißiger Gottesdienstbesucher oder lediglich der Kirchensteuerpflichtige? Ist der spirituell entflammte Anbeter katholischer als der zum Agnostizismus tendierende Rationalist, der allenfalls Ostern und Weihnachten eine Kirche von innen sieht, sich aber sozial engagiert? Wären nur wir hier im Saal „wir“, wie würde unser nachsynodales Schreiben zu Ehe und Familie aussehen? Würden wir alles klar benennen und keine Interpretationsspielräume offen lassen, weil wir sicher zu wissen glauben, was heutzutage im Bereich der Sexualmoral richtig ist und was Jesus uns im Hinblick auf Familie sagen wollte? Wie würde unser Text auf die Glaubensgeschwister in anderen Kulturkreisen wirken?

Der Heilige Vater meistert die notwendige Differenzierung innerhalb der Weltkirche in erstaunlicher Weise. Ihm geht es in erster Linie um tatsächlich gelingendes menschliches Leben, nicht nur um ein Ideal. Bildlich gesprochen könnte man *Amoris Laetitia* deshalb überschreiben mit „knackiges Bio-Müsli“ statt „Einheitsbrei“. Denn Franziskus hat sowohl die Kernpunkte des umfangreichen Synodenprozesses als auch die der kirchlichen Lehre in seinem einfühlsamen und realitätskonformen Text berücksichtigt. Vor allem aber hat er durch die Betonung des individuellen Gewissens und dank der deutschsprachigen Synodenteilnehmer im Rekurs auf die Theologie von Thomas von Aquin einen Paradigmenwechsel eingeleitet, der jetzt in allen Diözesen der Welt je nach kultureller Prägung eigenverantwortlich und kreativ umzusetzen ist.

Einheit in Vielfalt – das ist es, was Papst Franziskus propagiert. Er betont immer wieder das Eigentliche der Botschaft und lehnt eine platte Trennung zwischen „wir“ und den „anderen“ ab. Denn er hat diese ewigen Richtungskämpfe, diese Streitereien und dieses Gezänk innerhalb der Kirche offensichtlich satt. Wörtlich sagt er: „Mehr als zur gesamten Kirche mit ihrer reichen Vielfalt, gehören [viele Christen] zu dieser oder jener Gruppe, die sich als etwas Anderes oder etwas Besonderes empfindet“

(EG 98). Dabei ist „die Freude aus dem Evangelium doch für das ganze Volk, sie darf niemanden ausschließen“ (EG 23).

Franziskus wendet das Subsidiaritätsprinzip auf unsere eigene Institution an, indem er an anderer Stelle sagt: „Ich glaube auch nicht, dass man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige oder vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muss, welche die Kirche und die Welt betreffen. [...] In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten“ (EG 16).

Außerdem ist der *Papst vom anderen Ende der Welt* offensichtlich immer wieder für Überraschungen gut. Den Vorstoß zur Prüfung des Diakonats der Frau machte er sicher nicht, um sich spontan bei den vor ihm sitzenden Ordensfrauen einzuschmeicheln oder generell den römischen Frauenverstehern zu geben, sondern weil es Zeit ist, vermeintliche Denkverbote zum Wohle der Gesamtkirche aufzubrechen. Ein diakonales Weiheamt für Frauen darf daher auch nicht als Zuckerl für die Frauen missverstanden werden. Wenn es theologisch sinnvoll ist – und es spricht doch längst einiges dafür – dann ist der Frauendiakonats ein wertvoller Dienst für die gesamte Kirche, für Männer und Frauen. Wer dieses Thema lediglich als Einstiegsdroge für das Priester- und Bischofsamt diffamiert und daher die Diskussion in der Hoffnung auf eine altersbedingte baldige Beendigung des Pontifikats verzögert, betreibt nicht Theologie, sondern chauvinistische Machtpolitik. Und er ist überdies ungehorsam gegen den Papst.

Apropos Gehorsam gegenüber dem Papst. Ist unsere Erzdiözese nicht viel zu reich? Milliarden an Vermögen, das ist doch unanständig! Oder vielleicht doch nicht? Natürlich muss genau hingeschaut werden: Was ist da alles rein- oder rausgerechnet? Wo kommt das Geld her? Wie transparent und verantwortungsvoll wird es verwaltet und vor allem, was wird damit getan? Ich hätte mir ja früher nicht vorstellen können, dass ich bei einer Rede oft und ausschließlich den Papst zitiere. Heute tue ich das mit Überzeugung. Denn Franziskus bringt auch dieses Thema unmissverständlich auf den Punkt, wenn er sagt: „Das Geld muss dienen und nicht regieren“ (EG 58). An diesem Kriterium wird sich die Erzdiözese mit ihrem Haushalt und mit ihrem Vermögen messen lassen müssen. Es geht nicht um Pfründe und Privilegien für eitle Kleriker, sondern um die auf Dauer gestellte Verkündigung der Heilsbotschaft, um Bildung, um die Förderung der Glaubenspraxis und nicht zuletzt um das caritative und kulturelle Engagement der Kirche für alle Menschen und nicht nur für die eigene Klientel. Ich meine schon, dass die Erzdiözese mit der ungeschönten Veröffentlichung ihrer Finanzen einen vorbildhaften Weg einschlägt. Denn wenn der Papst eine „Rückkehr von Wirtschaft und Finanzleben zu einer Ethik zugunsten des Menschen“ (EG 58) fordert, dann gilt dies in ganz besonderer Weise für die Kirche selber.

Verlassen wir nun den eher innerkirchlichen Bereich, denn „Wir sind nicht nur wir“, gilt für die ganze Gesellschaft. Die mit diesem Satz verbundene Vorstellung macht manchem Deutschen und durchaus auch dem einen oder anderen alteingesessenen Migranten Angst. Nicht wenige beschwören in diesem Zusammenhang den Status Quo oder die gute alte Zeit, ohne genau benennen zu können, wann und was das

konkret sein soll. Sie idealisieren Familien- und Heimatbilder, die es so kaum je gegeben hat oder die aus menschenrechtlicher Sicht Gott sei Dank überwunden wurden. „Früher war doch nicht alles schlecht“, klagen verschiedene Mitbürger. Das stimmt natürlich, denn es gab selbstverständlich das individuelle kleine Glück, aber wer einmal im Stasimuseum oder mit einem Zeitzeugen im Stasigefängnis war, der wird hoffentlich zurückhaltend mit der Ostalgie. Und wer heute ein KZ mit wachen Ohren und offenen Augen besucht, den darf doch im Anschluss nur ein einziger Gedanke umtreiben: „Nie wieder!“

Ängste aufgreifen, kann man auf unterschiedliche Art und Weise. Denn wenn jemand im dunklen Wald Angst hat, dann kann man seine Ängste aus politischem Kalkül noch verstärken, indem man ihm Gruselgeschichten erzählt. Oder man kann andererseits eine Lampe anzünden, um deutlich zu machen, dass die Angst vor manchem Schatten unbegründet ist. Berechtigte Sorgen kann man bei Licht viel besser betrachten und konstruktiv bearbeiten: die Sorge um die nationale und religiöse Identität, um den Arbeitsplatz, um Wohnung, um soziale Absicherung in Not usw. Einfach ist das nicht, aber für all diese Probleme lassen sich sehr wohl sozialverträgliche und individuell angemessene Lösungen finden. Als aufgeklärte Christen sind wir nicht so sehr prädestiniert für die Gruselgeschichten. Unser Auftrag ist die Verkündigung der Frohen Botschaft und das Anzünden des Lichts. Wir leuchten mit unserer Lampe aber nicht irgendwie diffus in den Wald hinein, sondern wir halten den Strahl gezielt auf den konkreten Menschen. Und im Scheinwerferlicht unserer Lampe erkennen wir getreu dem Motto des diesjährigen 100. Katholikentages: „Seht, da ist der Mensch!“ (Joh 19,5) mit einem realen Gesicht und einem persönlichen Schicksal, nicht bloß eine abstrakte Zahl.

Der Mensch als Person steht im Focus, insbesondere der geschundene, der benachteiligte, der ausgegrenzte und bedürftige Mensch – unabhängig von Rasse, Geschlecht oder Herkunft. Jeder Notleidende, der uns buchstäblich ins Auge sticht, ist unser Nächster. Im Mittelmeer müssen wir sogar mit Suchscheinwerfern gezielt nach ihm Ausschau halten. Denn am unmissverständlichen Jesuswort: „Geh und handle genauso!“ (Lk 10,37), können wir uns nicht durch vorgetäuschte Blindheit vorbeimogeln. Das gehört zum unaufgebbaren Wesenskern unserer christlichen Identität.

Wir halten zwar den Strahler, sind aber nicht selber das Licht. „Christus ist das Licht der Völker.“ (LG 1) Seine Heilsbotschaft schließt niemanden aus. Im Vertrauen auf den Vater, der alle Menschen zu Geschwistern macht, fallen letztlich die Unterschiede. Dann begegnet uns auch im notleidenden Juden, im hilfsbedürftigen Moslem, im elendlich geschundenen Nichtgläubigen Christus selber. Wer das einmal begriffen hat, der kann keine nationalistische und egoistische Engführung mehr im Namen eines „christlichen Abendlandes“ verbreiten. Denn das *Ecce homo* aus dem Johannes-evangelium spiegelt sich wider in den Menschenrechten, vor allem im Menschenwürdeartikel des Grundgesetzes.

Natürlich bleibt der notleidende Deutsche primäres Subjekt unserer subsidiären Hilfe. Aber für Christen gibt es grundsätzlich keine Alternative, sobald der konkrete Mensch

in den Lichtschein gerät. Dann tritt der Ernstfall ein. Dann gilt es zu zeigen, ob wir nur fromm beten oder auch barmherzig und gerecht handeln können. Wir können doch nicht feierlich überall die Tore der Barmherzigkeit öffnen und gleichzeitig die Grenzen vor der Not und dem Elend der Flüchtlinge verschließen. Natürlich brauchen wir gerade in dieser Frage die europäische und die weltweite Solidarität der Starken mit den Schwachen. In der Weltschicksalsgemeinschaft richtet sich unser Blick besonders auf die Menschen in den Kriegsgebieten und selbstverständlich auch auf die Afrikaner, die in menschenunwürdigen Verhältnissen leben oder auf lebensbedrohlichen Wegen aus ihnen fliehen müssen. Wir können doch nicht Papst Franziskus loben, weil er an die Ränder gehen will, um das Licht des Evangeliums auch dort zu entfachen (vgl. EG 20), wenn wir unsere Ränder immer enger ziehen und die randlose Brille verweigern.

Es hängt alles mit allem zusammen. Und deshalb dürfen wir den nationalistischen Vereinfachern nicht nachgeben, auch wenn es manchmal bequemer wäre. Wir Christen lassen uns mit der Botschaft Jesu nicht in die Kirchen abschieben. Wir sitzen selbstbewusst in den Parlamenten. Wir machen den Mund auf am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in den Pfarrgemeinden und wo immer wir in unserer advokatorischen Pflicht gefordert sind.

Die braunen Kleckse in der Mitte unserer Gesellschaft werden immer dicker. Sie auch noch christlich kaschieren zu wollen, dürfen wir nicht zulassen. Selbst wenn die xenophoben und rassistischen Positionen auch in den eigenen Reihen inzwischen immer ungenierter daherkommen, sie sind mit der christlichen Sozialethik schlicht unvereinbar. Hier greifen dann die sogenannten geistlichen Werke der Barmherzigkeit und die haben es wahrlich in sich. Sie fordern uns auch zur Klarstellung, warum Fremdenhass ein expliziter Kündigungsgrund im neuen kirchlichen Arbeitsrecht ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, hier im Saal befinden sich viele vorbildhafte Multiplikatoren auf den unterschiedlichsten Ebenen. Dieser Empfang ist eine gute Gelegenheit, Ihnen und allen für die Sie stehen, wieder einmal aufrichtig danke zu sagen: Vergelt's Gott für Ihr großartiges Engagement in Kirche und Gesellschaft!

Jeder einzelne von uns wird aber auch künftig gebraucht. Also setzen wir uns bitte weiterhin gemeinsam in Wort und Tat für *alle* Hilfebedürftigen ein, damit wir in unserem wunderbaren Land den humanitären Kompass nicht aus dem Auge verlieren. Denn „mia san eben ned nur mia“ – und das ist gut so!